Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 21

Artikel: Rosenbaum [Schluss]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636492

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rosenbaum.

Aus Peter Buchers Tagebüchern. — Erzählung von Alfred Fankhauser. (Schluß)

Am 14. August.

Die letzte Schulstunde ist gehalten. Ich habe meine Kinder zum letzten Mal gesehen, hab ihnen Glück gewünscht, schöne Ferien und Gottes Segen; nachher lief ich in den Wald und lag da bis zum Abend. O, meine Kinder, meine Kinder! Ich wußte nicht, wie lieb sie mir waren, bis heute, da ich im Moose lag und inne ward: Sie kommen niemals wieder! Ich weinte, ich weinte! Weinte um jedes Gesichtlein! O, ich großes Kind!

Nun ade, du schönes Rosenbaum! Jedes Bäumlein, jedes Sträuchlein! Leb wohl, du einsame Tanne im Weidenrosengarten.

Am 15. August.

Gottfried schreibt, er sei krank. Krank? Doch nicht gefährlich! Ja, nicht mir hat er es geschrieben! Mir schreibt er nicht mehr! Der Schulbehörde teilte er es mit! So kann nun die Gemeinde wieder einen Kollegen nach Rosenbaum setzen, dem die liebe Adelheid vielleicht besser gefällt. Und einen Freund nach Diebswald, der sie ihm nicht abspenstig macht. Auch mögen sie die beiden fest wählen, daß sie ihnen nicht nach den ersten drei Monaten durchbrennen.

Am 18. August.

Fräulein Adelheid lächelte mich heute recht listig und gar nicht mehr zornig an, wie eine, die weiß, wo der Hahn im Nest liegt. Wie mag sich dieses Benehmen wohl mit der Tatsache reimen, daß sie wirklich gewählte Lehrerin zu Diebswald wird? Also Rosenbaum verläßt — und — Gottfrieds Nachbarin zu Diebswald wird? Ach Gottfried geht ja weg!

Am 20. August.

Ist es wohl Zufall? Ist es Absicht des Mädchens? Oder ist es ein Netz der Mutter? Ich saß im Walde, um Abschied zu nehmen von meinen Träumen, meiner Jugend. Ein sonderbares Gefühl, gemischt aus Aerger, Trauer und Zweifel hatte mich beschlichen. Bald schalt ich mich, daß ich um einer Kleinigkeit willen drauslaufe, bald wieder war es mir, es sei noch kein rechtes Ende der heillosen Geschichte da, bald wieder grübelte ich nach, was das neuerdings veränderte Wesen Gretchens zu bedeuten habe. Schien sie mir nicht wieder von Herzen geneigt? Ach was, Weiberspiel! lachte ich bitter auf.

Da kam auf dem dämmernden Waldwege das Mädchen, hellgekleidet, auf mich zu. Sie sang, als sehe sie mich nicht, eine mutwillige Strophe:

„So nes Büebeli, wie du bischt,
So nes Meiteli bin i o!"

und lenkte dann wieder in ihr Lieblingslied ein:

„Dich hab ich mir auserkoren,
Ohne dich kann ich nicht sein."

Plötzlich, als entdecke sie mich, brach sie ab, trat aber schnell zu mir und begann ein sonderbares Gespräch:

„Ihr seid traurig, Herr Bucher!"

„Seit wann bin ich bei Euch der Herr Bucher?"

„Seit Ihr Euch so aufführt uns gegenüber."

„Dann werde ich von nun an Fräulein Ramseier sagen."

„Und ich werde Euch den Kopf zurecht setzen, wie Fräulein Adelheid es dem andern getan hat."

„Wie hat sie denn das getan?" frug ich neugierig.

„Ich will es Euch bald einmal zeigen. Uebrigens ists eine Unhöflichkeit, jemandem einen Besuch zu versprechen und ihn nicht auszuführen.

„Wann wollte ich Euch schon besuchen? Vielleicht heut Abend?"

„Ich will Euch die Zeit bestimmen, wenn Ihr es vor Wunderlichkeit nicht selber könnt. Morgen Abend besucht Ihr uns oder gewärtigt Strafe."

„Und wie würde die ausfallen?"

„Das werdet Ihr sehen, wenn Ihr nicht kommt."

„Ich bin sehr neugierig."

Gretchen wiegte ihre Hüfte leicht hin und her. Sie war verführerisch schön. Das reine Gesicht zur Seite neigend, schelmisch lächelnd, antwortete sie: „Fräulein Adelheid geht nach Diebswald, wenn Ihr es auch nicht glauben wollt."

„Ich brauch es nicht zu glauben," sprach ich. „Ich weiß es."

„Und heute," fuhr das Mädchen fort, „heute ist sie nach dem Oberlande verreist."

„So?" entgegnete ich und verbarg mein Erstaunen. Da wandte sie sich plötzlich um und rief: „Morgen Abend kommt Ihr, ich will Euch nicht länger stören." Riefs und verschwand im Gebüsch.

Ueber den Haufen geworfen liegt meine Weisheit. Himmel, Erde, was soll ich tun? Fort? Ich wär' ein Narr! Bleiben? Wer weiß, welche Quälerei mir das Schicksal aufgespart hat, daß es mich mit Gewalt zurückbehalten will.

Aus dem Tale tönten die Sonntagsglocken. So dringend riefen die Klänge; mein Herz pochte immer heftiger und unruhiger, bis ich aufsprang und davonlief, nicht achtend, daß ich Gretchens Spuren folge. Als ich aus dem Walde trat, sah ich sie kaum zwanzig Schritte vor mir auf der Höhe, wie sie ins Heiligenwilertal hinabschaute. Entschlossen trat ich auf das Mädchen zu, ergriff ihre rechte Hand und fragte: „Was hast du ihm geschrieben, Gretchen?"

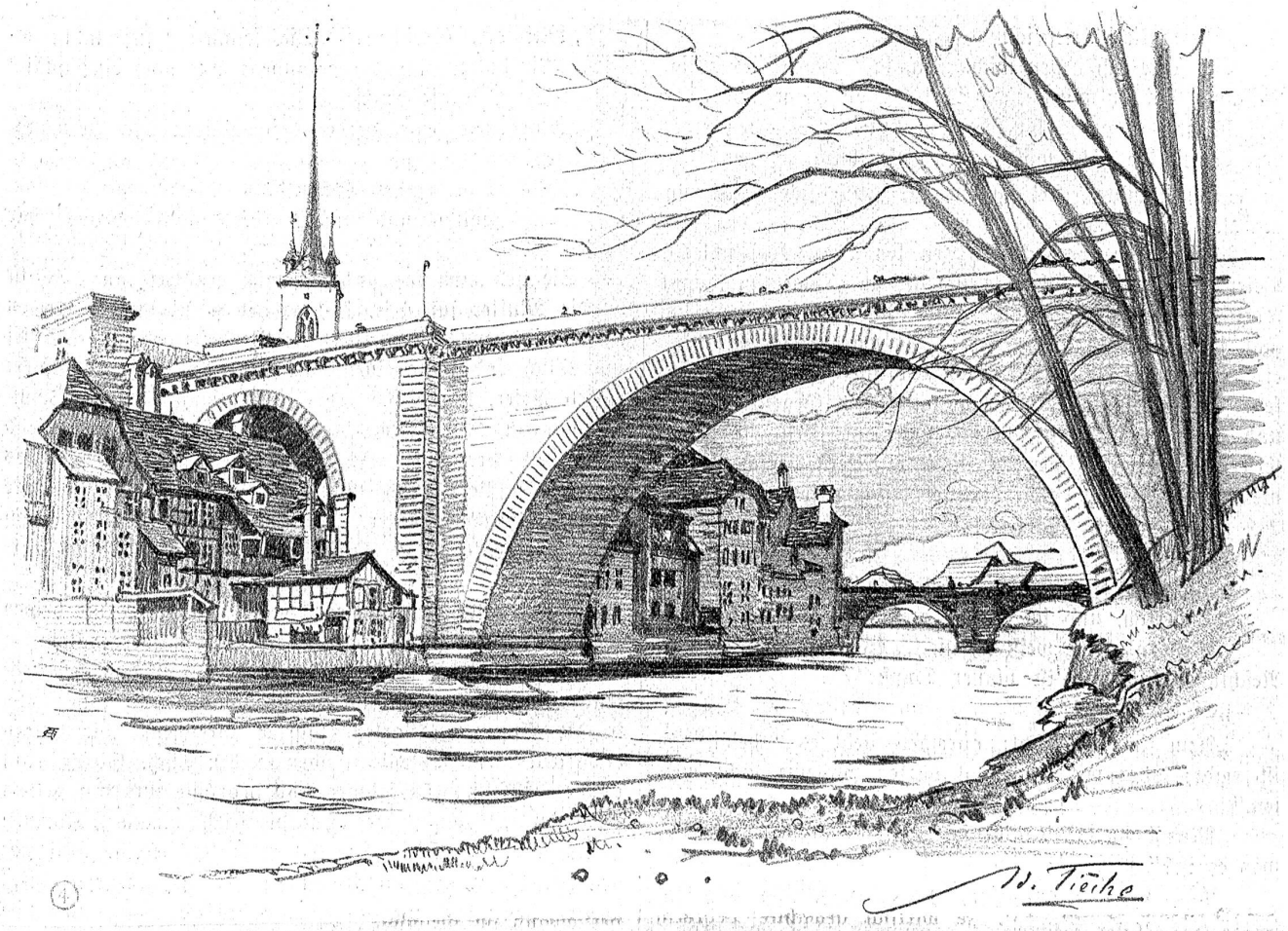
„Nimmts Euch so wunder?" fragte sie fast spöttisch.

„Ja, sehr."

„So besucht uns morgen Abend. Da werde ich es Euch sagen."

„Gretchen!" rief ich, ihr ihren Vorteil zu entwinden suchend. „Eins gegen das Andere. Wenn du mir's jetzt sagst, so werde ich morgen kommen."

„Also, Ihr wollt es hören? Ich hab ihm geschrieben, er möchte doch so vernünftig sein, und Freundschaft nicht mit Liebe verwechseln; mich auch nicht für ein dummes Ding halten, das zuerst bei sieben Schwestern und Tanten Rat suchen müsse, ehe es etwas verstehe; für ein dummes Ding, das nicht wisse, was Liebe sei, und nicht lieben könne, ohne Beichtväter und Mitwisser zu haben, wie es gewisse junge Herren zu tun pflegen. Das hab ich ihm



Die Nydeckbrücke in Bern. Bleistiftzeichnung von A. Tièche.

geschrieben. Ihr braucht's nicht zu glauben, dürft mich ja weiter für ein flatterhaftes Ding halten und Euch einbilden, meine Gedanken zu wissen, Herr Bucher."

Ihr Gesichtchen war rot geworden vor Erregung; ihre Augen blickten fast vorwurfsvoll. Sie wollte sich zum Gehen wenden. Ich hielt sie zurück: „Ich bitte dich gewiß nicht um Vergebung, nur möchte ich Gegenrecht haben. Bildest du dir ein, mehr von meinen Gedanken zu wissen, als ich von den deinen."

„Ja, das weiß ich," rief sie aus. „Nicht nur Schulmeister und Gebildete lesen Gedanken, sondern oft auch ganz einfältige Leute. Lebt jetzt recht wohl und zürnt nicht."

Mit schnellen Schritten enteilte sie. —

Ich bin sonderbar glücklich in aller Unruhe. Fast jedes Wort des Mädchens ist wie ein süßes Rätsel, dessen Lösung immer die gleiche sein muß — Liebe! Alles in allem tönt mir aus den verschiedenen Reden die Mahnung entgegen: Sei doch vernünftig, mehr als Liebe zeigen kann man dir nicht, und wir wissen wohl, wie ernst dir deine Worte über Adelheid waren.

Herrgott! Und wenn es eine grausame Lockung ist, so eine Art rote Beeren, wie sie der Finkler seinen Netzen vorzuhängen pflegt. Nein! Es kann nicht sein. Schon heute Abend geh ich hin. Ich will Gewißheit.

Am 20. August, um Mitternacht.

Nur nicht den Alten zulieb! Nur nicht dem Gelde zulieb! So dachte ich, als ich den Waldweg hinab schritt und mich dem Haus nahte.

Aus der Küche schimmerte Licht. Ich gewahrte im hellen Glanze die flinke Gestalt, wie sie scheinbar spielend die Abendarbeit verrichtete. Als sich sonst niemand zeigte, trat ich durch die Tür und grüßte niemand.

O Wonne, die mich überfällt! Was will ich weiter so trocken erzählen. Aus ist ja die Qual, alles ist herrlich klar. Mein ist wieder Rosenbaum, sind die Kinder und die Großen. Weiß Gott, ein Bauernmädchen hat oft Verstand genug, um zwei überspannten Schulmeistern und Luftguckern damit auszuhelfen; oft hat es auch Herz und Liebe für zwei, während redseligere Menschen dem verschlossenen Bauernvolk tiefere Gefühle absprechen.

Mir ist schier zumute wie einem Schuljungen, den der Lehrer aus trägen Träumereien aufgerüttelt hat. Herrgott! Margareta!

Als ich in die Küche trat, hatte sie eben ihre Arbeit beendigt. „Kommt in die Stube", sprach sie. „Wir sind allein heut Abend, Vater und Gottlieb sind zu Markt gegangen. Elise und die Mutter fahren ihnen mit dem Fuhrwerk entgegen. Setz dich auf den Ofen. Oder soll ich dich so recht in die Kur nehmen?"

„Meinetwegen!" Fast war ich über das Du erschrocken.

„Weißt du, Peter," fuhr sie fort, „warum ich dem Diebsbrüderlein so rabiat geschrieben habe?"

„Nein."

„Weißt du's nicht? Vielleicht kriegst du morgen schon eine Verlobungskarte."

„Unmöglich!“ rief ich.

Sie setzte sich neben mich. „Ja, ja,“ lächelte sie lustig. Anfangs hat er mir geschmeichelt. Sobald er aber sie sah, begann er auch ihr schön zu tun. Er ist eben einer von denen, die nicht wissen, wie viele ihnen gefallen.“

„Ich glaubte,“ fiel ich ein, „er wolle sich damit vor den Leuten verstecken.“

„Paperlapa, verstecken!“ Den kennst du noch schlecht, Peter. Der versteckt sich so wenig als du. Doch nun kommt Adelheid, packt ihn an und fragt: Was sagst du, wenn ich mich in Diebswald melde? Er: Das würde mich gar nicht erschrecken. Sie darauf: Du würdest also nicht davon laufen. Er: Gewiß nicht, vielleicht sogar das Gegenteil. Kurz und gut, er zieht mit ihr ins Oberland, stellt sie seinen Eltern vor, danach werden sie ihre Eltern besuchen, und die Verlobung wird ohne Zweifel zustande kommen.“

„Hör einmal, Margarete!“

„Was ist's?“

„Ich muß dir eine Lüge bekennen.“

„Sicherlich, und ich glaube mehr als eine.“

„Mehr als eine weiß ich nicht. Was ich aber da von Reichtum plauderte, ist blauer Dunst.“

„Ei, ei, Peter!“

„Arm sind wir nicht; vorwärts geht es daheim, das ist wahr; aber mit Seidental dürfen wir uns nicht messen.“

„Meinst du, Seidental sei von Anfang an gewesen, was es ist?“

„Nun, demnach schaut ihr andere Leute auch noch ein wenig an. Unser Heimwesen daheim ist nicht gar groß.“

„Ich weiß schon, drei Kühe, fünf Glocken.“

„Das ist nicht wahr. Zehn Kühe sind es. Und zum Glück gehören sie uns und nicht den Schulden.“

„Meinst du, wir wissen das nicht? 's gibt Leute, die alles haarklein ausplaudern, was sie wissen. Und so eine Lehrerin weiß viel. Mich geht das alles nichts an. Du bist Schulmeister; alles hat dich gern; die Kinder am meisten, dazu zeigt sich an ihrer Freude, welchen Eifer du an der Schularbeit hast. Das ist genug, um dich uns wert zu machen.“

„Gretchen, gib mir die Hand,“ bat ich.

Sie gab mir ihre Hand.

„Laß du sie mir!“

„Wie lange?“

„Dein Leben lang.“

„Ist es dir nicht zu viel? So sechzig Jahr?“

„Mit dir, Gretchen?“ Sie schmiegte sich innig an mich. Wir hatten einander gefunden; nur noch eins quälte mich, und ich fragte drum:

„Margarete, was werden deine Eltern und Verwandten sagen?“

„Die? Die werden lachen!“

„Und spotten und sagen: Wird nichts draus, wir wollen Geld.“

Sie ließ mich los und sah mich ernsthaft an: „Hältst du die Mutter für geizig? Darüber mußt du die Armen rundum fragen. Die werden dir Bescheid geben.“ Sie lief zum Tisch und holte einen dort liegenden Bogen Papier: „Sieh Peter, lies!“ Ich las: „Sammlung für den Schulhausbau zu Rosenbaum. Ramseier, Seidental: dreitausend Franken!“ Herrschaft! Ich stand verdonnert und bodenlos beschämt. „Verzeihung, Gretchen!“ rief ich und würgte meine Rührung herunter. „Verzeihung! Ich weiß so wenig von den Leuten. Ich kannte Euch nicht. Gelt, du verzeihst mir.“

Statt aller Antwort zog sie meinen Kopf mit beiden Armen nieder, und ich küßte ihren Mund, überglücklich.

In diesem Augenblicke schellte draußen das heimkehrende Fuhrwerk, wir fuhren auseinander und sahen uns in die Augen. „Warten,“ sprach Gretchen, „die Eltern erwarten!“ Wir setzten uns oben an den Tisch. Gleich drauf erschien Elise im Türrahmen und begrüßte uns mit hellem Gelächter. „Kommt,“ rief sie in die Küche hinaus:„ Kommt, Gretchen hat Besuch.“ Die Eltern traten herein. Wir gaben uns die Hände und traten vor sie hin. „Dürfen wir,“ begann ich, „Euch um ein freundliches Ja und Amen bitten?“ Der alte Ramseier entgegente „Wenn Ihr Euch gern habt, mich freut's. Ihr seid ein Mann, fleißig und gutherzig, versteht unsereins und verachtet die Arbeit und Rauheit der Bauern nicht. Ihr seid jung, aber klug, gradauf, aber nicht hochmütig, ich vertraue Euch Gretchen gern an. Sie ist etwas flüchtig zwar, auch ein wenig eigensinnig, aber ich glaub, ihr werdet Euch verstehen. Heute hab ich Euren Vater kennen gelernt. Er ward mir sofort lieb; und ganz gleich hatt' ich's mit Euch, als Ihr zum erstenmal in Seidental waret. Ich wünsche euch Gottes Segen.“

„Ich auch,“ bekräftigte die Bäuerin.

Es ist bald Morgen. Mein junges Blut stürmt und will nicht zur Ruhe. Eine schöne Welt liegt offen vor mir: Die Welt meines Volkes, das ich bis jetzt verkannte. Weiß Gott, es ist eine Seele in diesen harten Menschen, verborgen zwar, aber deshalb um so tiefer und größer . . .

— Ende —

Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften.

Von Dr. Ad. Lechner. — Mit Genehmigung des Verlages dem „Neuen Berner Taschenbuch auf das Jahr 1910“ entnommen.

„Venedig liegt auf Wasser, die Stadt Bern aber auf Wein.“ Wir wissen nicht, wo und wann dieses Scherzwort zum erstenmal auftritt.*) Sehr wahrscheinlich ist es im 18. Jahrhundert, vor 1798, entstanden, zu einer Zeit, da die Stadt Bern als solche noch viel eigenen Wein einzukellern in der Lage war und sich obrigkeitliche Weinkeller an verschiedenen Stellen unter der Stadt durchzogen. Neben den zwei großen im Großen Kornhaus und in der Insel waren ihrer viele in den obrigkeitlichen Gebäuden und sonstwo, darin ein reicher Vorrat von allerhand im Land gewachsenen Weins aufbehalten wurde, wovon bei Weinmangel zum großen Vorteil der Burgerschaft verkauft ward. Das Weinmagazin allerdings, das unter dem Kornmagazin lag, enthielt nicht Wein zum Verkauf, sondern die Zehenden- oder Domainenweine, womit

*) Nach einer kleinen Beschreibung des großen Kornhauskellers von 1866 geschah dies Anno 1719, in Rücksicht auf den damals gefüllten, zwischen 1711 und 1716 erbauten Kornhauskeller.